GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

# Feige Männer? : Fremd- und Selbstbilder von Wehrmachtsdeserteuren

**Fritsche, Maria**

**2005**

**https://doi.org/10.25595/1538**

**Veröffentlichungsversion / published version**
**Zeitschriftenartikel / journal article**

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Fritsche, Maria: *Feige Männer? : Fremd- und Selbstbilder von Wehrmachtsdeserteuren*, in: Ariadne : Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte (2005) Nr: 47, 54-60. DOI: https://doi.org/10.25595/1538.

**Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Archiv der deutschen Frauenbewegung (AddF).**

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ARIADNE HEFT 47

# INHALT


Impressum 2

Editorial 3

Inhalt 5

(Mit-)Täterinnen.
Weiblichkeitsdiskurse im Kontext von Gewalt, Krieg und Nation 6
Andrea Nachtigall / Anette Dietrich

»A liberals' war«. Zur Funktion von Geschlechterbildern
in den medialen Darstellungen des Kosovokrieges 14
Kathrin Schlieter

»Die Männer sind nicht zum Frieden geboren«. Krieg und Männlichkeit in den
Texten von Helmina von Chézy, Caroline de la Motte Fouqué und Karoline Pichler 20
Karin Baumgartner

Friedfertige ›Männlichkeit‹ und ›Große Politik‹ in der Reichsgründungszeit.
Über eine Codierung des liberalen außenpolitischen Diskurses 26
Florian Buch

Soldatenmütter und Offiziersmatratzen. Die Frauenhilfsdienste und die Frage
der politischen Gleichstellung der Frauen in der Schweiz 1938-1945 32
Christof Dejung

Das ›Heimatheer deutscher Frauen‹. Propaganda durch bürgerliche Frauen
in Berlin 1918 zwischen ›Aufklärung‹ und Denunziation 38
Florian Altenhöner

DOKUMENTATION Franz A. Kaufmann: Das Heimatheer Deutscher Frauen 44

»Einen weiblichen Soldaten gibt es nicht.« Helferinnen der Wehrmacht
zwischen männlichem Einsatz und ›fraulicher Eigenart‹ 46
Bettina Blum

DOKUMENTATION Erika Schulemann: Als »Blitzmädel« in Frankreich 52

Feige Männer?
Fremd- und Selbstbilder von Wehrmachtsdeserteuren 54
Maria Fritsche

DOKUMENTATION Verordnung über das Sonderstrafrecht im Kriege ... 61

Claude Cahun und Suzanne Malherbe.
Körperbildinszenierungen und aktiver Widerstand 62
Barbara Wagner

»Lass uns doch nur den Krieg aus dem Spiele halten.«
Die Geschwister Erika und Klaus Mann und ihre Einstellungen zu
Pazifismus, Kampf und Krieg – ein Versuch 66
Alexandra Paffen

DOKUMENTATION Hugo Sellheim: Was tut die Frau fürs Vaterland? 70

Rezensionen 72

Freundinnen des Archivs der deutschen Frauenbewegung 80

Stiftung – Archiv der deutschen Frauenbewegung 81

# Feige Männer?

## Fremd- und Selbstbilder von Wehrmachtsdeserteuren

**Maria Fritsche**

geb. 1969, Historikerin; arbeitet derzeit an ihrer Dissertation zum Thema »Rekonstruktion der Männlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg« an der Universität Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema Wehrmachtsjustiz und ungehorsame Soldaten. Publ. u.a.: Entziehungen. Österreichische Deserteure und Selbstverstümmler in der Deutschen Wehrmacht, Wien 2004.

Wer an Männer und Krieg denkt, hat zumeist waffentragende Soldaten im Kampfgetümmel vor Augen. Nicht in diese Vorstellung passen Deserteure, die dem Kampf ausweichen, flüchten oder sich verstecken und deswegen mit dem Diktum der Feigheit oder Schwäche belegt werden. Doch lassen sich diese als Diffamierung gedachten Zuschreibungen als Beleg für die Existenz alternativer, möglicherweise friedlicherer Männlichkeitskonzepte lesen? In meinem Aufsatz gehe ich der Frage nach, inwieweit Deserteure der Deutschen Wehrmacht vom kriegerischen Männlichkeitsideal abweichende Männlichkeitskonzepte verkörperten oder anstrebten. Anhand der Analyse von Zeitzeugeninterviews versuche ich herauszufinden, wie die Deserteure selbst ihre Männlichkeit definierten und wie sich diese Männlichkeitsmodelle charakterisieren lassen.

### Männer wie im Bilderbuch: der deutsche Soldat

Das nationalsozialistisch geprägte Image vom deutschen Soldaten als harter, ›stählerner‹ und todesmutiger Krieger hat sich über Kriegsfilme, Landserhefte und Kriegsromane in das kollektive Gedächtnis der westlichen Gesellschaft eingeprägt und wird laufend reproduziert. Dieses eindimensionale Bild fußt auf einem Männlichkeitskonzept, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in weiten Teilen Europas verbreiten und durchsetzen konnte: Die *»militärisch zugerichtete Männlichkeit«*[1], also der disziplinierte, wehrhafte und abgehärtete Mann, etablierte sich als erstrebenswertes Ideal und gesellschaftlicher Maßstab. Robert Connell hat für diese kulturelle Dominanz einer bestimmten Männlichkeitskonzeption den Begriff der *»hegemonialen Männlichkeit«* geprägt, der neben bestimmten angestrebten Attributen auch jene Normen und Praktiken von Männlichkeit bezeichnet, die von der politisch dominanten Klasse hoch geschätzt werden und deren Macht stützen.[2] Indem bestimmte Wesenszüge und Charaktertugenden favorisiert und propagiert werden, werden Geschlechterkonzepte konstruiert bzw. verändert und dadurch für politische oder wirtschaftliche Ziele nutzbar gemacht. Connells Konzept zeigt aber auch die politische Dimension von *»hegemonialer Männlichkeit«*, die sich in erster Linie im Ausschluss bestimmter Personengruppen von politischer Mitbestimmung und Machtausübung manifestiert.

Die im Laufe des 19. Jahrhunderts stattfindende Anbindung des Bürgerstatus an den Militärdienst bedeutete nicht nur den Ausschluss der Frauen von politischer Mitbestimmung, sondern verstärkte die *»Vermännlichung«* von Männlichkeit aufgrund einer deutlicheren Abgrenzung von Weiblichkeit.[3] Die Militarisierung des Bürgers und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in weiten Teilen Europas im 19. Jahrhundert festigte zugleich die Vorstellung von der Männlichkeit des Krieges und zementierte den Mythos vom soldatischen Mann und der friedfertigen Frau. Die enge Verknüpfung von Militär und Männlichkeit erschwert es allerdings, *»männliche und militärische Elemente zu unterscheiden«*[4] und Männlichkeiten losgelöst vom militärischen System zu analysieren.

Die Tatsache, dass gerade in Deutschland ein – trotz unterschiedlicher Ausprägungen – *»patriotisch-wehrhaftes«* Männlichkeitsideal dominierte,[5] erklärt, wieso es den Nationalsozialisten relativ leicht fiel ihr martialisches Männlichkeitskonzept durchzusetzen. Es darf aber nicht übersehen werden, dass die militarisierte hegemoniale Männlichkeit der NS-Zeit den Anschein weitgehend homogener Geschlechteridentitäten vermittelt und dadurch den Blick auf zur gleichen Zeit existierende Männlichkeiten verstellt, die von diesem Ideal abwichen.

### Die Unmännlichkeit der Deserteure

Deserteure galten in der NS-Zeit nicht nur als Gefahr für die Kampfkraft der Truppe, sondern auch als Bedrohung für die *»Mannes-*

*zucht«*[6]. Sie verstießen gegen die militärisch-männlichen Ideale von Disziplin und Gehorsam und störten den Mythos der soldatischen Kameradschaft.[7] Die Tatsache, dass in Tausenden Urteilen der NS-Militärjustiz beinahe gebetsmühlenartig die Notwendigkeit der *»Aufrechterhaltung der Manneszucht«* wiederholt und damit die *»Unschädlichmachung«* der Deserteure legitimiert wurde, könnte als Beleg dafür gelesen werden, wie sehr die Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht um die Männlichkeit ihrer Soldaten fürchteten.[8] Wenn die Entziehungsversuche einzelner Soldaten als derart große Gefahr für die ›Manneszucht‹ galten, so wurde offenbar die gerade im Nationalsozialismus besonders idealisierte soldatische Männlichkeit als sehr brüchig und bedroht empfunden.

Die Degradierung des Deserteurs und Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Kameraden fand symbolhaft durch das Abreißen der Rangabzeichen oder Uniformknöpfe statt. Vor den Augen seiner Kameraden wurde der Delinquent durch die Wegnahme der Insignien männlicher Macht gedemütigt und bloßgestellt, was auch als Versuch interpretiert werden kann, die durch den Entziehungsversuch in Bedrohung geratene traditionelle Männergemeinschaft wiederherzustellen.

Der Vorwurf der Feigheit, der gegen Fahnenflüchtige häufig vorgebracht wurde, zielte in erster Linie auf die Herabsetzung ihrer Männlichkeit; nicht von ungefähr haftet dem Deserteur das Stigma der Verweichlichung oder des ›Weibischen‹ an. Deserteure mit ›typisch weiblichen‹ Attributen wie feig, ängstlich und weich zu belegen und auf diese Weise zu diffamieren ist Ausdruck eines patriarchalen Männlichkeitsdiskurses. *»Weiblichkeit«* gilt in diesem Kontext als Metapher und abwertende Bezeichnung für das *»Andere«*, das *»Nicht-Militärische«*.[9] In vielen Armeen ist es Tradition, den Feind als ›weibisch‹ zu bezeichnen bzw. ihn mit ›weiblichen‹ Attributen zu assoziieren, um ihn als Mann herabzuwürdigen. Über die Definition eines *»Anderen«* wird die männliche Identität heterosexueller Männer konstruiert und abgesichert.[10]

Der von Heinrich Himmler an alle *»deutschen Frauen und Mädchen«* ergangene Aufruf, *»hartnäckige Feiglinge mit dem Scheuerlappen an die Front zu hauen«*,[11] ist als ultimative Kränkung für Deserteure und Wehrdienstentzieher gedacht. Männer, die nicht in den Krieg ziehen wollen, werden als Schwächlinge dargestellt, die (sogar) den Frauen unterlegen sind und von diesen verachtet werden: Mit der ›weiblichen Waffe‹, dem Putzlappen, gejagt zu werden, diskreditiert den Mann in seiner Männlichkeit. Das Himmler'sche Sprachbild propagiert gleichzeitig eine strikte geschlechtsspezifische Rollenverteilung, die notfalls sogar von Frauen selbst durchzusetzen ist: Männer gehören an die Front, um dort den Opfertod zu sterben, Frauen in die Heimat, um Nachwuchs zu gebären.

Ungeachtet dessen, ob Deserteure tatsächlich die ihnen zugeschriebenen, mit Weiblichkeit assoziierten Eigenschaften aufwiesen oder nicht, weist ihre Diffamierung darauf hin, dass sie als Kristallisationspunkte für die Definition nicht-männlichen Verhaltens fungierten und damit eine wichtige Rolle in der Konstruktion und Sicherung des soldatischen Männlichkeitsideals spielten. Daraus lässt sich keinesfalls ableiten, dass all jene Männer, die nicht desertierten bzw. sich nicht auflehnten, dem Ideal des hegemonialen Männlichkeitsbildes entsprochen hätten. Aber, wie Tosh betont, *»it is a measure of hegemony that such men feel that they should struggle to attain these goals, and that to the extent that they fall short of them they do not count in their own eyes as ›men‹.«*[12]

Männer, die in der NS-Zeit nicht dem Idealbild des deutschen Soldaten entsprachen, wurden als *»Feiglinge«*, *»Verräter«*, *»Drückeberger«*, *»Schlappschwänze«*, *»ehrlose Gesellen«*[13] gebrandmarkt. Bei der Lektüre der Interviews mit Deserteuren[14] fällt auf, dass diese häufig einen ursächlichen Zusammenhang zwischen bestimmten Charaktereigenschaften und ihrem späteren Konflikt mit nationalsozialistischen Obrigkeiten herstellten. In der Analyse der Gespräche[15] ging ich der

»In Fällen, in denen es sich um minderwertige und feige Charaktere oder um Drückeberger handelt, die nur an ihr eigenes Wohl und die Erhaltung ihres armseligen Lebens denken. Hier ist scharfes Durchgreifen im Interesse der Manneszucht der Truppe und deren Reinhaltung strengstes Gebot.«
Hermann Göring, 9.5.1942

Bild links:
Infanterie-Stoßtruppführer

Bild rechts:
Soldaten der Infanterie

Frage nach, inwieweit sich die männliche Identität der Deserteure vom dominanten kriegerischen Männlichkeitsideal unterschied bzw. welche alternativen Männlichkeitskonzepte sie verkörperten. Der Entschluss, diese Interviews aus einem männer- bzw. geschlechtergeschichtlichen Blickwinkel nach Darstellungen und Definitionen von Männlichkeiten und männlichen Identitäten zu untersuchen, folgte dem Wunsch, Erkenntnisse über die Selbstdeutungen und Definitionen des eigenen Mannseins zu gewinnen. Zentral war dabei die Frage, ob und in welcher Form Deserteure vom Mainstream abweichende bzw. alternative männliche Identitäten konstituierten und wie diese zu den gesellschaftlichen Normen in Beziehung standen.

»Wer in Gefangenschaft gerät, ohne verwundet zu sein oder nachweisbar bis zum Äußersten gekämpft zu haben, hat seine Ehre verwirkt.« Führerbefehl vom 5.3.1945

**Drang zur Freiheit**

Deserteure begingen durch ihre Flucht einen ›unverzeihlichen Treuebruch‹, weil sie gegen das Normensystem der Soldatengemeinschaft verstießen und ihre Kameraden ›im Stich ließen‹. Deserteure räumten mit ihrer Flucht dem eigenen Leben und Wohlergehen eine Vorrangstellung ein, was angesichts des mythologisierten *»Opfertodes«* für den Kameraden und die *»Volksgemeinschaft«* einen Affront darstellte.[16] Ein derartiges Handeln stand zudem im Widerspruch zum hegemonialen Männlichkeitsbild des harten, heroischen und ›stählernen‹ Mannes, welches Selbstbeherrschung und ›eisernen Durchhaltewillen‹ zu männlichen Attributen erkoren hatte.

»Fahnenflucht ist eins der schimpflichsten Verbrechen, ein Treubruch gegenüber dem Führer, den Kameraden und der Heimat.« Erlass vom 27.4.1943

Die Vorausabteilung im Feuer feindlicher Artillerie

Dem militärischen Zwang zu Gehorsam und Unterordnung konnten oder wollten viele Deserteure nicht entsprechen. Ihr Wunsch nach persönlicher Freiheit ließ sich nicht mit dem Prinzip der militärischen Unterordnung vereinbaren, was der zum Zeitpunkt der Desertion 19-jährige Deserteur Herbert W. mit den Worten *»Ich hab immer schon den Freiheitsdrang gehabt«* umschrieb. Etliche Deserteure sprechen von einem Drang, einem inneren Zwang, der durch keine Willensanstrengung beherrscht werden konnte: *»Ich bin alleweil ausgerissen. Ich kann nicht [...] ich muss immer ausreißen. [...] Ich hab so eine abenteuerliche Art, einen Trieb gehabt, wo ich hab ausbrechen müssen«*, erzählte auch der Deserteur Karl K. Als sein Vater, der sich als verfolgter Kommunist in einer Scheune versteckt hielt, seinen Sohn bat, bis Kriegsende bei ihm zu bleiben, lehnte K. ab: *»Weil ich halt das nicht aus, den ganzen Tag irgendwo drinnen eingesperrt zu sein.«* Der Freiheitsdrang wird nicht nur als sehr heftig empfunden, sondern auch als wesentlicher Teil der persönlichen Identität betrachtet. Er scheint seit jeher zu bestehen und angeboren zu sein.

Kein *»08/15 Mensch«* sei er gewesen, betonte auch Ernst W.: *»Ich lasse mich nicht irgendwie in Formen pressen, das liegt mir nicht so. Ich rebelliere sehr gerne.«* Der Freiheitsdrang mancher Soldaten geriet nicht nur mit der militärisch geforderten Disziplin in Konflikt, sondern erzeugte im diktatorischen System des Nationalsozialismus auch politische Gegnerschaft, wie bei Herbert W.: *»Ich war halt von vornherein immer ein Mensch, der gesagt hat, ich mag frei sein, jeder soll frei sein. [...] Es war aus einem gewissen, ich glaub menschlich völlig verständlichen, Freiheitstrieb heraus zu sagen, Nationalsozialismus, danke nein.«*

Die Durchsetzung von Gehorsam und Disziplin als männlich stieß offensichtlich da an ihre Grenzen, wo sie mit dem bestehenden Ideal von männlicher Freiheit und Autonomie in Konkurrenz trat.[17] Die Vorstellung vom männlichen Individuum als autonom handelnder Akteur reicht historisch weit zurück: Männer waren – im Gegensatz zu Frauen – mit einem (scheinbar natürlichen) Selbstbestimmungsrecht ausgestattet,[18] weshalb Freiheit als wesentliches männliches Attribut und erstrebenswertes Ideal galt. Allerdings wurde immer wieder zum freiwilligen Verzicht auf die Freiheit zugunsten höherer Ziele aufgerufen, wie etwa in Preußen, wo durch die Einführung der Wehrpflicht im 19. Jahrhundert die individuelle männliche Freiheit stark eingeschränkt und durch das Ideal einer geeinten deutschen Nation ersetzt wurde, was auch das hegemoniale Männlichkeitsbild veränderte.[19]

Eine mögliche Erklärung, wieso das männlich-soldatische Attribut der Gehorsamspflicht teilweise nicht oder nur widerstrebend angenommen wurde, bietet die Erklärung des Deserteurs August W., der die militärische Disziplin als irrational und sinnlos empfand: *»Militär beruht auf dem Prinzip der Diktatur. [...] Einfach nur Disziplin bis ums Verrecken, nur die Disziplin, egal ob's sinnlos ist oder nicht.«*[20] Die Forderung nach Unterordnung und Gehorsam war für ihn nur dann legitim, wenn sie auf nachvollziehbaren, ›vernünftigen‹ Prinzipien beruhte.

Die Überzeugung, dass *»die Natur des Mannes in seiner Vernunft wurzelte«*,[21] hatte sich im Zeitalter der Aufklärung durchgesetzt. Vernünftiges und rationales Handeln unterschied den Mann von der Frau, die als triebhaft und emotional gesehen wurde. Das Prinzip des unbedingten Gehorsams im National-

sozialismus rief häufig Ablehnung oder Widerspruch hervor, weil es die männliche Vernunft beschnitt. Der Deserteur Herbert W. war schon in seiner katholischen Jugendgruppe als ›Ketzer‹ bekannt, *»weil ich immer die Sachen hinterfragt habe. [...] Es war bei mir nicht nur gegen etwas Spezielles, ich wollt halt immer genau wissen, warum eigentlich.«* Auch Alfred B. konnte aus rationalen Beweggründen dem Militär nichts abgewinnen: *»Also man ist blöd marschiert, ständig. Und hat Nachtübungen, sinnlose, machen müssen.«* Die Erregung über die *»Blödheit«* oder *»Sinnlosigkeit«* von Anordnungen und Befehlen weist diese als Zumutung und Beleidigung des männlichen Egos aus. *»Ich wollte auch gar nicht für ein System kämpfen, das ich nicht mag, wer tut das, das wäre ja schizophren«*, meinte der ehemalige Soldat Herbert W., der erneut auf das Vernunftprinzip verweist. Eine Wehrdienstentziehung schien unter den gegebenen Umständen vernünftig, ein Dabeibleiben unvernünftig, ja schizophren.

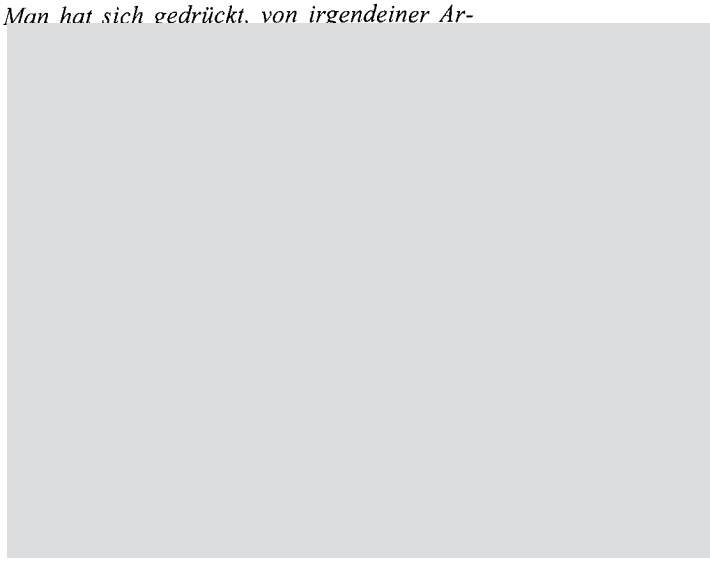
**Überlebensstrategien**

Die so genannte Feigheit, die Deserteuren häufig zum Vorwurf gemacht wurde (und wird), war letztendlich nichts anderes als eine Entscheidung für das eigene Leben. Doch wer desertierte, *»vollzog den Schritt aus der Volksgemeinschaft«*[22] und galt im nationalsozialistischen System als Volksverräter. Das militärische Ideal der Tapferkeit in Verbindung mit dem nationalsozialistischen Mythos vom Opfertod zementierte das Vorurteil von Deserteuren als Feiglingen, obwohl eine Fahnenflucht aufgrund der damit verbundenen Todesgefahren oft mehr Mut erforderte als das Ausharren bei der Truppe.

Das Ideal der Tapferkeit stand bei allen Militärs im Widerstreit zur *»kreatürlichen Angst«*[23]. Obwohl die erlebten Angstgefühle meist nur in Nebensätzen thematisiert werden, ist ihre Intensität in den Interviews deutlich spürbar. *»Fürchterliche«* Angst habe er gehabt, schilderte Fritz L., und seine zitternden Hände vermittelten einen Eindruck von der Stärke dieses Gefühls. Die Thematisierung von Angstgefühlen kontrastiert mit einem Männlichkeitsideal, das Tapferkeit und die Kontrolle von Gefühlen propagierte. Dass dieser Widerspruch mitunter bewusst gemacht und aufzuheben versucht wird, illustriert eine Aussage von Johann T., in der das Sprechen über die Angst sofort mit deren Überwindung verbunden wird: *»[...] diese Angst; aber doch wieder zu sagen, ich muss hin.«* Voraussetzung für eine Desertion war, wie es auch Friedrich K. formulierte, die Fähigkeit zur Überwindung der Angst: *»Es gehört ja eine Überwindung dazu.«* Mit dieser Inanspruchnahme des Männlichkeitsattributes des Mutes wendet sich der Deserteur K. gegen dessen einseitige Instrumentalisierung im Nationalsozialismus und betont damit seine eigene Männlichkeit.

Die Angst vor dem Tod und der drängende Wunsch zu überleben tauchte in vielen Gesprächen auf. Statt dem nationalsozialistischen Männlichkeitsideal gerecht zu werden und tapfer ›seinen Mann zu stehen‹, Mut, Opferbereitschaft und Stärke durch freiwillige Meldungen unter Beweis zu stellen, zeigten viele Deserteure bewusst möglichst wenig Initiative. Ernst W. bezeichnete sich als *»kein begeisterter Soldat«* und ist deshalb des Öfteren *»unangenehm aufgefallen. [...] Man hat sich gedrückt, von irgendeiner Arbeit und so weiter.«* ›Sich drücken‹ als eine Form von Resistenz, aber auch, um das eigene Überleben zu sichern. Georg M. hielt sich an ungeschriebene Überlebensregeln. Es habe im Militär *»bestimmte Punkte gegeben, die man einhalten hat müssen. Einer davon hat geheißen, nur nicht auffallen. [...] Ich habe das befolgt, in der Masse, natürlich, verliert man sich.«* Es galt, nicht aufzufallen, unsichtbar zu sein: *»Ich war nie tapfer, ich hab immer geschaut, dass ich mich irgendwo hinten herumtreiben kann, wo es nicht so scharf hergeht«*, bekennt Johann T. offen. Seine Überlebensstrategie während der Militärzeit war sich *»nirgends bemerkbar gemacht«* und *»immer nur den Vorteil gesucht«* zu haben. Der spätere Deserteur Karl K. gestand freimütig ein, einen Befehl seines Offiziers aus Angst nicht befolgt zu haben: *»Ich habe mich geduckt, ich war wirklich feige, hab meinen Kopf nicht mehr hochgehoben und ich hab so beobachtet und kein anderer ist auch nicht hingesprungen. Und der Offizier springt und – pack! – der ist auch tot dagelegen.«* Fritz L. desertierte während eines Angriffs der sowjetischen Armee: *»Ich habe mich nicht getraut da hinaus springen, und lass ich mich abknallen vielleicht (sic).«* Auch Herbert W. gab sich pragmatisch: *»Aber ich hab da kein Heldentum oder irgendwas gezeigt, weil es wäre ja auch sinnlos gewesen.«*

Tarnung stand nicht nur auf dem offiziellen Ausbildungsplan der Soldaten, um ihre Überlebenschancen im Kampf gegen den Kriegsgegner zu erhöhen, sondern spielte auch innerhalb des Militärs eine große Rolle.



Soldaten der Infanterie beim Angriff

»Im entscheidenden Stadium unseres Existenzkampfes sind einige ehrlose Elemente zum Feinde übergelaufen, um sich dem Kampfe zu entziehen und ihr armseliges Leben in Sicherheit zu bringen. [...] Der anständige Soldat verachtet solche eidbrüchigen Lumpen und erwartet, dass rücksichtslos gegen sie und ihre Sippe vorgegangen wird.«
Adolf Hitler, 19.11.1944

»Ich erwarte, dass die Kriegsgerichte das Versagen solcher treulosen Schwächlinge allein an der bis zum Tode getreuen Einsatzbereitschaft aller anständigen Soldaten messen.«
Erlaß vom 27.4.1943

Viele spätere Deserteure passten sich, wenn auch oft nur temporär, an die Gegebenheiten an und erhöhten dadurch ihre Überlebenschancen. Der an der Eismeerfront eingesetzte David H. war bei seinen Vorgesetzten beliebt, weil er oft unangenehme Aufträge ausführte: *»Es bringt ja nichts, wenn ich da oben unwillig bin bei so einem Haufen.«* Er fügte sich in die militärische Befehls-Gehorsams-Struktur ein und entsprach durch seine Bereitwilligkeit, gefährliche Unternehmungen zu übernehmen, auch dem hegemonialen Männlichkeitsideal, wie auch seine Formulierung belegt: *»Da musst du deinen Mann stellen. Und das habe ich, meinen Mann habe ich gestellt.«* Hugo P., der trotz seiner Einstufung als *»politisch unzuverlässig«* zum Leutnant befördert wurde, gab sich passiver und stellte sich bei Auftauchen von Verdächtigungen *»natürlich gewohnheitsgemäß und routiniert blöd«.*

Mitläufer zu sein – so berichtet es Johann T. – also sich, zumindest äußerlich und temporär in das System zu integrieren, war eine Überlebensstrategie, die mitunter mit einem größeren Handlungsspielraum belohnt wurde. *»Ich hab mich so verhalten bei der Wehrmacht, dass die Vorgesetzten zufrieden waren mit mir. [...] Ich habe mich nie geweigert...«*, meinte etwa David H., der sich trotz seiner NS-Gegnerschaft *»allerhand leisten«* konnte, ohne vom Vorgesetzten gerügt zu werden. Auch Tobias S. war als belastbarer Soldat und guter Schütze bekannt und erzählte, er habe *»viel abwenden können, wo die anderen Strapazen gemacht (sic) haben. Da habe ich immer eine Bevorzugung gehabt.«* Manche späteren Deserteure wiederum sahen im Offizierslehrgang eine *»gewisse Absicherung«*, wie Hugo P. es formulierte, und meldeten sich freiwillig für die militärische Laufbahn wie Herbert W., *»um vielleicht dort eine bessere Überlebensausbildung einerseits zu bekommen und andererseits [...] brauch ich nicht für Führer, Gott und Reich kämpfen.«*

Für viele Deserteure war die Flucht die einzige Möglichkeit der Wiederherstellung der persönlichen Autonomie. Trotz der Gefahren versprach die Fahnenflucht die Chance, das eigene Schicksal mitzubestimmen. Für Johann T. war nach seiner Wehrdienstentziehung der Ausbruch aus dem Gefängnis ein erneuter Versuch, über sein Leben selbst zu bestimmen und nicht nach Berlin gebracht und dort *»eingesperrt oder umgebracht zu werden. Dann kann ich mir es da vielleicht noch aussuchen. Und es ging, ich bin davongekommen.«* Dezidiert kein NS-Gegner, entschloss sich auch Paul M. angesichts der Erkenntnis von der Aussichtslosigkeit des Kampfes zur Flucht: *»Ich hab in dem Fall nur an mein Überleben gedacht, das war mein Unterbewusstsein.«*

Doch es war nicht nur ein intuitiver Überlebenswunsch, der manche Soldaten zur Flucht motivierte. Als zurückdrängende Wehrmachtssoldaten während eines überraschenden Angriffs russischer Partisanen einen Tumult auslösten und ein deutscher Offizier die Soldaten unter Androhung von Waffengewalt zum Angriff zwang, entzog sich der Soldat Fritz L. *»einer Eingebung«* folgend durch geschickte Flucht dem Konflikt: *»[...] ich habe mir gedacht, das mache ich nicht mit da. Wenn ich mir vorgestellt habe, ich muss vielleicht dann auf einen schießen, den ich gar nicht kenne und so. Oder er auf mich.«* Die Aussage, nicht auf jemanden schießen zu wollen, den man nicht kennt, erscheint auf den ersten Blick irritierend, da ja gerade dieses Töten von fremden Menschen das ›Geschäft‹ des Soldaten ist. L.s Aussage offenbart seine tiefe moralische Überzeugung, niemanden ohne Grund zu töten: Nicht nur die Angst vor dem Sterben, sondern auch das moralische Dilemma des Tötens ließ L. beinahe intuitiv die Flucht ergreifen. Dass das Töten für Soldaten keineswegs eine systemimmanente Selbstverständlichkeit war, zeigen etliche Aussagen, die auf eine vehemente Abneigung gegenüber dem Töten verweisen, die oft erst durch Zeugenschaft einer Tötung oder dem Fund einer Leiche bewusst gemacht wurde. Mit Stolz, manchmal gemischt mit Verwunderung, erklärten mehrere Deserteure, während des Krieges niemanden getötet zu haben. Paul M. etwa, der beste Schütze seiner Kompanie, wurde erst nach dem Krieg klar, *»dass ich an der Front nie geschossen habe. [...] Ich bin vielleicht der einzige Soldat in dem deutschen Heer gewesen, der nie auf einen Menschen einen Schuss abgegeben hat.«* Auch Fritz L. sprach davon, *»immer danebengeschossen«* zu haben, und Friedrich K. erzählte: *»Wir haben keinen Schuss abgegeben, weil wir sind überall zu spät gekommen.«* Ob diese Aussagen der Realität entsprechen oder nicht – die Distanzierung vom Töten, mehr noch der Hinweis darauf, dass das Töten auch während des Krieges nicht zwingend war, zeigen sich als inkompatibel mit dem soldatischen Männlichkeitsideal.

**Schlussbemerkungen**

Als Feiglinge diffamiert, verkörperten Deserteure die Antithese zum nationalsozialistischen Männlichkeitsideal. Die Analyse von Interviews mit Deserteuren zeigt, dass diese Männer vom dominanten kriegerischen Männlichkeitsideal abweichende Konzepte vertraten, die dennoch eine Vielzahl traditionell männlich besetzter Charakteristiken aufweisen. So zeigten Deserteure einen auffallenden Hang zu Autonomie und Selbstbestimmung und eine damit verbundene Abneigung gegen rational nicht nachvollziehbare Befehle. Gleichzeitig demonstrieren die Erzählungen der Deserteure einen starken Überlebenswillen sowie ausgeprägt individualistische Züge. In Situationen, in denen es galt, die eigenen Überlebenschancen zu erhöhen, ver-

hielten sich die Deserteure hingegen oft ›unmännlich‹ – also passiv und bemüht um Anpassung und das Umgehen von Gefahren. Eine derartige oft als weibisch oder feig denunzierte Verhaltensweise wurde von den Deserteuren selbst allerdings als vernünftig und der Situation angemessen beurteilt. Indem sie jedoch ihre Verhaltensweisen selbst als feige bezeichnen, verstärken sie die traditionelle Konnotation des Begriffes: Feigheit ist auch im Denken der Deserteure als unmännlich kodiert und wird deshalb mit rationalen Argumenten zu legitimieren versucht.

Dass Deserteure tatsächlich alternative, vom kriegerischen Ideal abweichende Konzepte vertraten, lässt sich am Beispiel der Thematisierung von Gefühlen aufzeigen. Die Kontrolle und Beherrschung von Gefühlen stellte ein wesentliches Element des hegemonialen Männlichkeitskonzeptes der NS-Zeit dar. Die Tatsache, dass die Mehrheit der interviewten Deserteure ihre Angstgefühle kaum ansprachen bzw. sie als erfolgreich bewältigt darstellten, weist darauf hin, dass auch sie diesem Ideal zu entsprechen suchten. Eine Ausnahme bildet etwa der Deserteur Fritz L., der offensichtlich ein anderes Männlichkeitskonzept vertritt. Nicht nur, dass L. immer wieder auf seine Gefühle, insbesondere seine Ängste, zu sprechen kam, sondern auch die Art, wie er über sie sprach, können als Beleg dafür gelesen werden, dass er sie als legitimen Ausdruck seiner Persönlichkeit akzeptiert und in sein Männlichkeitskonzept integriert hat.

Es wäre unrichtig, Wehrmachtsdeserteure als im völligen Widerspruch zur militärisch geprägten hegemonialen Männlichkeit stehend einzustufen: Fahnenflüchtige demonstrierten einen starken Willen und unter bestimmten Umständen auch großen Mut, Charakteristiken also, die essentielle Bestandteile des hegemonialen Männlichkeitsmodells darstellten. Besonders interessant ist, dass sie ›typisch männliche‹ Charakterzüge wie Freiheitsliebe oder Vernunftdenken aufwiesen, die auf historisch weiter zurück liegende Männlichkeitskonzepte verweisen, welche erst im 19. Jahrhundert von der ›ehrenvollen‹ Pflicht des Gehorsams bzw. in der NS-Zeit vom Ideal der bedingungslosen Unterordnung abgelöst wurden. Dies ist ein Beleg dafür, dass Männlichkeitsideale einander nicht ersetzten, sondern in Konkurrenz zueinander traten, woraus sich auch der Konflikt mit den Vertretern neuer militärischer Männlichkeitskonzepte ergab. Das Beispiel der Deserteure verdeutlicht, dass sich männliche Identitäten aus verschiedenen identitätsstiftenden Elementen zusammensetzten und deshalb in Wirklichkeit weit vielschichtiger waren, als es das hegemoniale Männlichkeitsbild der NS-Zeit glauben macht.

**Anmerkungen**

1 Vgl. Ernst Hanisch: Die Männlichkeit des Kriegers. Das österreichische Militärstrafrecht im Ersten Weltkrieg, in: Thomas Angerer / Brigitta Bader-Zaar / Margarete Grandner: Geschichte und Recht, Wien/Köln/Weimar 1999, S. 313-338, hier S. 317.

2 Vgl. Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 2000, S. 98f.

3 Vgl. Stefan Dudink / Karen Hagemann / John Tosh (Hg.): Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History, Manchester/New York 2004, S. 11.

4 Ruth Seifert: Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte, in: Christine Eifler / Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999, S. 44-70, hier S. 48.

5 Karen Hagemann: »Mannlicher Muth und Teutsche Ehre«. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn u.a. 2002, S. 65.

6 § 70 MStGB: »Die Todesstrafe (für Fahnenflucht, Anm. d. Verf.) ist geboten [...] wenn sie nach der besonderen Lage des Einzelfalles unerlässlich ist, um die Manneszucht aufrechtzuerhalten.« Zit. nach: Militärstrafgesetzbuch nebst Kriegssonderstrafrechtsverordnung. Erläutert von Erich Schwinge, Berlin 1943, S. 179.

7 Vgl. Thomas Kühne: Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, in: Rolf-Dieter Müller / Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 534-549.

8 Zur Verwendung des Begriffs der Aufrechterhaltung der Manneszucht vgl. bes. die zahlreichen Belege bei Fritz Wüllner: Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung, Baden-Baden 1972.

9 Vgl. Christa Hämmerle: Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte, in: Thomas Kühne / Benjamin Ziemann (Hg.): Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000, S. 229-262, hier S. 241.

10 Vgl. Frank J. Barrett: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine, in: Christine Eifler / Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen, a.a.O., S. 71-91, hier S. 77.

11 Zit. nach: Stefanie Reichelt: »... Feiglinge mit dem Scheuerlappen an die Front zu hauen!« Münchner Frauen im Konflikt mit Wehrmachts- und Sondergerichtsbarkeit, in: Sybille Krafft: Zwischen den Fronten. Münchner Frauen im Krieg und Frieden 1900-1950, München 1995, S. 342-359, hier S. 350.

12 John Tosh: Hegemonic Masculinity and the History of Gender, Stefan Dudink / Karen Hagemann / John Tosh (Hg.): Masculinities in Politics and War, a.a.O., S. 41-58, hier S. 47.

13 Vgl. beispielsweise Runderlass des Oberbefehlshabers der Luftwaffe vom 9.5.1942 oder den Geheimbefehl des Chefs des OKW vom 19.11.1944, beide in: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg. Sammlung der grundlegenden Gesetze, Verordnungen und Erlasse, Kornelimünster 1958, S. 80f. u. S. 97f.

14 Im Zuge des Forschungsprojektes »Österreichische Opfer der NS-Militärjustiz« wurden 31 offene, lebensgeschichtlich orientierte Interviews mit Verfolgten der Wehrmachtsjustiz geführt und für den Forschungsbericht ausgewertet. Vgl. den Beitrag von Hannes Metzler in Walter Manoschek (Hg.): Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis – Strafvollzug – Entschädigungspolitik in Österreich, Wien 2003, S. 494-602. Die Aussagen von Deserteuren stammen aus Interviews.

15 Die für diesen Artikel ausgewählten Interviewpartner sind am Ende der Anmerkungen zusammen gestellt.

16 Thomas Kühne: Kameradschaft – »das Beste im Leben des Mannes«. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft, 22. Jg.,1996, S. 504-529, hier S. 514.

17 Vgl. Frank J. Barrett: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine, in: Christine Eifler / Ruth Seifert: Soziale Konstruktionen, a.a.O., S. 88.

18 Vgl. Erna Appelt: Geschlecht – Staatsbürgerschaft – Nation. Politische Konstruktion der Geschlechterverhältnisse in Europa, Frankfurt a.M. 1999, S. 134f.

19 Vgl. Ute Frevert: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 18f., S. 193f.

20 Zit. nach: Günter Saathoff / Michael Eberlein / Roland Müller: Dem Tode entronnen. Zeitzeugeninterviews mit Überlebenden der NS-Militärjustiz, Köln 1993, S. 76. Die Lebensgeschichte des Deserteurs August W. ist in diesem Band dokumentiert.

21 John Tosh: Was soll die Geschichtswissenschaft mit Männlichkeit anfangen? Betrachtungen zum 19. Jahrhundert in Großbritannien, in: Christoph Conrad / Martina Kessel (Hg.): Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 160-206, hier S. 162.

22 Manfred Messerschmidt: Was damals Recht war [...] NS-Militär- und Strafjustiz im Vernichtungskrieg, Essen 1996, S. 121.

23 Ernst Hanisch: Die Männlichkeit des Kriegers, a.a.O., S. 330.

**Alfred B.** (Interview am 9.3.2002, 17 S.), 1922 in Tschechien/Sudetenland in einer großbürgerlichen Familie geb., 1942 eingezogen, kam 1943 an die Ostfront, wo er wegen wehrkraftzersetzender Äußerungen denunziert und zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt wurde, die er im Wehrmachtsgefängnis Torgau abbüßte. Danach Einsatz an der Westfront, wo er 1945 in amerikanische Gefangenschaft geriet.

**David H.** (Interview am 4.9.2002, 35 S.), 1923 in Osttirol in eine Bauernfamilie geb., desertierte im Juni 1943 aus der Wehrmacht und versteckte sich zusammen mit seinem Bruder und einem Freund in den Bergen Osttirols. Stellte sich im Jänner 1944 freiwillig, nachdem den Eltern Gestapohaft angedroht worden war. Wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt, Monate später zu einer Zuchthausstrafe begnadigt und im Straflager Börgermoor interniert. November 1944 mit Bewährungsbataillon 500 an die Ostfront, Festnahme durch Rote Armee im Frühjahr 1945, kehrte im Januar 1946 nach Hause zurück.

**Friedrich K.** (Interview am 20.3.2002, 14. S.), 1910 in Wien in ärmsten Verhältnissen geb., Mutter Alleinerziehende, 1938 zur Wehrmacht einberufen, Teilnahme an allen großen Feldzügen, desertierte im März 1945 in Oberitalien und schlug sich nach Kärnten durch, wo er sich einer Widerstandsgruppe anschloss und sich mit anderen Deserteuren in einem Erdbunker versteckt hielt.

**Karl K.** (Interview am 14.2.2002, 36 S.), 1926 im Burgenland in einer ungarischen Familie geb., 1943 Einberufung zur Wehrmacht, desertierte gemeinsam mit einem Freund im März 1945, während der Verhaftung durch die Wehrmachtsstreife in Wien erschoss sich sein Freund. K. kam in Haft, erkrankte an Flecktyphus, wurde aufgrund des Vorrückens der Roten Armee nicht mehr verurteilt.

**Fritz L.** (Interview am 13.3.2002, 27 S.), 1923 in Wien in einer tschechischen Ziegelarbeiterfamilie geb., seit 1941 an der Ostfront, lief während eines Gefechts im Herbst 1943 zur Roten Armee über, Einweisung in ein antifaschistisches Umerziehungslager, kehrte 1946 nach Wien zurück.

**Georg M.** (Interview am 25.5.2002, 35 S.), 1926 in Wien geb., begab sich mit seiner Einheit im Februar 1945 freiwillig in sowjetische Gefangenschaft, kehrte im Januar 1946 nach Wien zurück.

**Paul M.** (Interview am 27.7.2001, 31 S.), 1924 in Wien geb., 1942 zur Wehrmacht an die Ostfront einberufen, desertierte im Oktober 1944 in Oberitalien mit einigen Kameraden, nachdem ein Vorgesetzter seinen Freund wegen Befehlsverweigerung erschossen hatte. Festnahme durch amerikanische Truppen, dann britische Kriegsgefangenschaft in Italien, später in Österreich, kehrte im Dezember 1946 nach Wien zurück.

**Hugo P.** (Interview am 3.8.2001, 20 S.), 1920 in Wien in einer Arbeiterfamilie geb., Mitglied einer kommunistischen Jugendgruppe, 1938 wegen Hochverrat angezeigt, Verfahren wurde eingestellt und P. einberufen. 1943 für die Offiziersausbildung ausgewählt, schloss sich P. der militärischen Widerstandsgruppe um Major Szokoll an. Im April 1945 kam es zum offenen Kampf gegen ein SS-Regiment, P. musste flüchten und konnte sich bis zur Kapitulation in Kärnten verstecken.

**Tobias S.** (Interview am 29.10.2002, 62 S.), 1924 in Vorarlberg in einer armen Bergbauernfamilie geb., nach zwei Verwundungen an der Ostfront desertierte er im September 1944 während eines Heimaturlaubes und versteckte sich mit einem Bekannten in den Bergen, wobei sie ständig auf der Flucht waren. Im April 1945 wurde sein Kamerad bei einer Razzia erschossen, S. konnte erneut flüchten und überlebte knapp den Krieg.

**Johann T.** (Interview am 31.7.2001, 17 S.), 1923 in Wien in einer tschechischstämmigen Arbeiterfamilie geb., erschlich sich durch diverse Tricks immer wieder Lazarettaufenthalte, kam mittels gefälschter Papiere 1944 von Albanien zu seiner Ersatzeinheit nach Tschechien. Im März 1945 wurde T. wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet, er brach am 7. April 1944 aus dem Gefängnis aus und schlug sich nach Wien durch, wo er das Kriegsende erlebte.

**August W.** (Interview am 28.12.1998, nicht transkribiert), 1921 in Vorarlberg in einer katholischen Arbeiterfamilie geb., desertierte aus Glaubensgründen im Februar 1941 von seiner in Salzburg stationierten Einheit, wurde beim Fluchtversuch in die Schweiz festgenommen, wegen Fahnenflucht im März 1941 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, bis September 1942 im Straflager Aschendorfermoor interniert, in weiterer Folge Wehrmachtgefängnis Torgau und Ostfronteinsatz im Bewährungsbataillon 500. Zu Kriegsende von tschechischen Partisanen verhaftet, bis Herbst 1946 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

**Ernst W.** (Interview am 13.8.2002, 27 S.), 1916 in Wien in sozialistischer Arbeiterfamilie geb., wird 1934 Mitglied der kommunistischen Jugend. 1939 einberufen, kommt 1941 an die Ostfront, begibt sich im Oktober 1943 in der Ukraine aufgrund der Aussichtslosigkeit der Situation freiwillig in sowjetische Kriegsgefangenschaft, kehrt 1947 nach Wien zurück.

**Herbert W.** (Interview am 8.5.1999, 12 S.), 1926 in einer bürgerlichen Familie geb., Mitglied einer katholischen Widerstandsgruppe. 1944 zur Wehrmacht einberufen, desertierte im März 1945 während eines Genesungsurlaubes und hielt sich bis Kriegsende mit zwei anderen Soldaten in einer Heuhütte in Niederösterreich versteckt, unterstützt durch Mitglieder des katholischen Widerstandes.

### Randzitate

Oberbefehlshaber der Luftwaffe Hermann Göring, 9.5.1942, zit. nach: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg. Sammlung der grundlegenden Gesetzte, Verordnungen und Erlasse, Kornelimünster 1958, S. 82.

41. Führerbefehl, 5.3.1945, zit. nach: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg. Sammlung der grundlegenden Gesetzte, Verordnungen und Erlasse, Kornelimünster 1958, S. 100.

Erlaß des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, 27.4.1943, zit. nach: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg, a.a.O., S. 78.

Adolf Hitler als Chef des OKW, 19.11.1944, zit. nach: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg, a.a.O., S. 97.

Erlaß des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, 27.4.1943, zit. nach: Rudolf Absolon: Das Wehrmachtsstrafrecht im 2. Weltkrieg, a.a.O., S. 78.

### Bildnachweise

Seite 55: (links) NS Frauen-Warte, 11. Jg., 1943, H. 12, S. 156.
(rechts) Mädel – eure Welt!, 4. Jg., 1943, S. 36.
Seite 56: NS Frauen-Warte, 11. Jg., 1943, H. 12, S. 163.
Seite 57: Mädel – eure Welt!, 4. Jg., 1943, S. 43.